

MARTIN BLAWID

„Träume kommen ja aus dem Bauch“

Literatur und Traumtheorie im 18. Jahrhundert in Friedrich Schillers
Die Räuber

Quälende Schlaflosigkeit, begleitet von beklemmenden Halluzinationen, Schlafwandel und angsterfüllten Träumen – dass diese Konstellation ein dramatisches Potenzial in sich birgt, soll anhand eines literarischen Traums gezeigt werden, den Friedrich Schiller seine Figur Franz Moor zu Beginn des fünften Aktes in seinem Schauspiel *Die Räuber* (1781) erzählen lässt. Schiller zieht dabei nicht nur verschiedene Register der Gattung des Dramas, um den tragischen Ausgang des Textes vorzubereiten, sondern verweist darüber hinaus auch auf eine Reihe anthropologisch-medizinischer Erklärungsparadigmen des 18. Jahrhunderts für das onirische Erlebnis Franz Moors. Diese Tatsache ist in der Forschung zwar an verschiedenen Stellen angedeutet, noch nie allerdings ausführlich behandelt worden. So geht Peter-André Alts umfassende kulturgeschichtliche Studie über Literatur und Traum (Alt, *Der Schlaf der Vernunft*) teilweise auf Schillers Text ein, ohne ihn jedoch einer textzentrierten Interpretation zu unterziehen. Weitere einzelne Überlegungen zum Albtraum Franz Moors finden sich in den Untersuchungen Wolfgang Riedels (1993), Manfred Engels (1998) sowie Lothar Pikuliks (2004). Darüber hinaus wird der Traum in anthropologisch orientierten Analysen, etwa bei Nikolaus Immer (2008) und Alexander Košenina (2008) thematisiert. Der folgende Aufsatz setzt sich als Ziel, die traumtheoretischen und anthropologischen Ansätze der Forschung zusammenzuführen und sie um eine textzentrierte Interpretation des Albtraums Franz Moors zu erweitern. In diesem Zusammenhang sollen folgende drei Aspekte in das Zentrum der Überlegung gestellt werden: Die epistemologischen Grundlagen des Traums (I), Genese und Struktur (II) sowie die Deutung und Interpretation des Traums durch Franz Moor und Daniel (III).

Allerdings scheint es zunächst sinnvoll, die Problemkonstellation in *Die Räuber* in aller Knappheit zu umreißen, da sie maßgeblichen Einfluss auf die drei zuvor angeführten Punkte nimmt. Franz Moor, von Hass gegen seinen erstgeborenen Bruder Karl sowie von Rachsucht gegen seinen Vater erfüllt, erreicht durch ein Geflecht von Intrigen die Verbannung des Bruders und den vermeintlichen Tod des Vaters, wodurch sich ihm der Weg zur Macht im Hause Moor eröffnet. Die Spirale an Missgunst, Lügen und Gewalt schlägt jedoch zu Beginn des fünften Aktes gegen ihn zurück, indem er von einem Albtraum heimgesucht wird. Diesen erzählt er Daniel, seinem frommen Diener, woraufhin sich zwischen beiden Figuren ein Dialog über Herkunft und Bedeutung von „Traum“ und „Einbildung“ entwickelt, in dessen Verlauf Franz Moor immer intensivere Schuldgefühle

und Angstphantasien erlebt. Dem Traum kommt in Schillers Text aus diesem Grunde eine läuternde, der Anagnorisis ähnliche, Funktion zu.

(I) Epistemologische Grundlagen zum ‚Traum‘ im 18. Jahrhundert

Doch welche Definitionsgrundlage für „Traum“ und „Einbildung“ bzw. ‚Einbildungskraft‘ lässt sich zur Entstehungszeit von *Die Räuber* als epistemologisch gesichertes Wissen voraussetzen? Ein Blick in Johann Heinrich Zedlers *Grosses vollständiges Universallexicon* mit den entsprechenden Einträgen aus den Jahren 1745 und 1735 ergibt folgendes Resultat: Während der Traum als „die erregte Einbildung eines Schlaffenden“ (Zedler, *Traum* 173) beschrieben wird, definiert das Lexikon die Einbildungskraft als „eine Krafft des Verstandes, dadurch ein Mensch die Ideen, Vermuthungen und Erdichtungen als gegenwärtig und als etwas würckliches vorstellt.“ (Zedler, *Einbildung* 533). Nach diesen beiden Definitionsansätzen bringt die Einbildungskraft den Traum im Schlaf hervor. Die genaue Erklärung jedoch, wodurch die Einbildungskraft stimuliert werde und unter welchen Bedingungen welche Art von Träumen entstehen, bleibt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitestgehend ausgespart. Doch wie versucht Schiller, sich diesen spannenden Fragen zu nähern? Ein genauer Blick auf die Szene V,1 aus *Die Räuber* soll im Folgenden darüber Aufschluss geben.

Interessant ist, dass Schiller die Schilderung des Traums nicht etwa mit der Traumgenese, sondern mit den Konsequenzen beginnt, die Franz daraus ableitet. Gepeinigt von Angstvorstellungen nähert er sich in der Dunkelheit seinem Diener Daniel, der zuvor – wie der Nebentext bemerkt – die Laterne ausgelöscht hatte. Die Dunkelheit, die beide in der Nacht umgibt, entspricht der metaphorischen Dunkelheit des Albtraums, den Franz kurz darauf in einzelnen Elementen rekapituliert. Er fühlt sich von Geistern, „ausgespien aus Gräbern“ (Schiller 598), verfolgt.¹ Diese Angstvorstellung verweist im inneren Kommunikationssystem des Textes auf die Schuldgefühle, die er gegenüber dem Vater verspürt, den er tatsächlich lebendig begraben ließ. Durch die empfundene „Heimsuchung von Geistern“ positioniert sich die Figurenrede Franz Moors nicht nur als Ausdrucksmittel konkreter Angstvisionen, sondern im gleichen Zusammenhang auch als Ausdruck einer zunehmenden „Abwesenheit der Vernunft“. Dieser Zustand wiederum begünstigt die Entstehung von Angstvorstellungen, sodass im Falle Franz Moors von einer wechselseitigen Beeinflussung von Irrationalität und Angst ausgegangen werden kann. Diese Tatsache bietet die Gelegenheit, die literarische Betrachtung des Zusammenspiels von Angstvorstellungen und Irrationalität um die Komponente der darstellenden Kunst zu erweitern. Dabei wird ein im 18. Jahrhundert wiederholt zitiertes Paradigma bemüht, das sich in der darstellenden Kunst wohl am deutlichsten in dem Kupferstich *El sueño de la razon produce monstruos* des Spaniers Francisco de Goya aus dem Jahre 1798 offenbart. Das Kunstwerk zeigt einen schlafenden, träumenden Mann am Schreibtisch, währenddessen sich die Figuren seiner Imagination im Hintergrund bedrohlich aufbauen. Alt

verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass der polyseme Ausdruck „sueño“, der im Spanischen sowohl „Schlaf“ als auch „Traum“ bezeichnen kann, zwei Interpretationsmöglichkeiten biete. Im Falle des „Schlafes der Vernunft“ erwachten laut Alt in der Imagination Ängste, die im Wachzustand kontrolliert werden können. „Träumt“ jedoch die Vernunft, so bringt sie die Ängste selbst hervor (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 182). Alt verweist auf entsprechende Erkenntnisse der Erfahrungsseelenkunde um 1780. Da heißt es, dass insbesondere etwas ursprünglich Vergessenes im Traum ohne Kontrolle der Vernunft reaktiviert werden könne. Der Träumer fühle sich vor allem durch die Unkontrollierbarkeit bedroht und entwickle daraus Angst- und Wahnvorstellungen.

Die kausale Verknüpfung von monströsen Traumbildern sowie Schlaf- oder Traum-der Vernunft kann in *Die Räuber* erst dann beendet werden, als Daniel mit Licht in die Dunkelheit tritt. Das zentrale Symbol der Aufklärung führt bei Franz unverzüglich zur rationalen Bewusstmachung: „Nein! ich zittere nicht. Es war ledig ein Traum“ (Schiller 599). Als Daniel die physiognomischen Kennzeichen Franzens im Folgenden als Krankheitssymptome deutet, greift Franz das Argument auf und verkündet: „Ich habe das Fieber“ (Schiller 599), woraufhin er nach einem Arzt verlangt. Die folgende Textpassage zeigt die kausale Verknüpfung zwischen pathologischer Physiognomie und Albtraum: „Und Krankheit verstöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus – Träume bedeuten nichts – nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts ...“ (Schiller 600). Der Albtraum, der Franz quält, wird in diesem Zusammenhang als Ergebnis einer „Verstörung des Geistes“ unter dem Einfluss einer Krankheit gedeutet. Auf die entsprechenden Parallelen zu den Worten des Arztes in Shakespeares *Macbeth* V,1 ist in der Forschung² wiederholt hingewiesen worden:

Doctor:

Foul whisperings are abroad: unnatural deeds

Do breed unnatural troubles: infected minds

To their deaf pillows will discharge their secrets:

More needs she the divine than the physician. (Shakespeare 1066)

Die Passage enthält darüber hinaus interessante Informationen über den zeitgenössischen Kenntnisstand zur Traumtheorie, vor deren Hintergrund sich das Schauspiel *Die Räuber* einordnen lässt. Schillers Text entsteht 1781 bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Traum und Einbildung. Das Interesse an Träumen erfährt seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen entscheidenden Umbruch. (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 160cont.) Dabei wird deutlich, dass der zuvor zitierte Lexikoneintrag bei Zedler auf eine Diskussion verweist, die im engeren Sinn mit Christian Friedrich Wolffs *Psychologia empirica* (1738) beginnt. Nach Peter-André Alt besteht das Verdienst Wolffs vor allem darin, dass er einer bis dato vorherrschenden Theorie des frühen Rationalismus widerspreche (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 136). Noch bei Descartes etwa sei der Traum als „leerer Raum“ bestimmt gewesen, als dessen

maßgebliches Kennzeichen das Fehlen der Kontrolle der Vernunft gegolten hatte (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 132). Dieser ehemals „leere Raum“ beginnt sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts langsam zu füllen. Bereits bei Wolff – so Alt weiter – fänden sich frühe Verweise auf eine spezifisch raum-zeitliche Struktur des Traums und deren virtuelle Repräsentation durch Zeichen und Bilder (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 137). Die Grundlage dessen, worauf die literarischen Traumdarstellungen der sogenannten „Goethezeit“ aufbauen, sei damit gelegt. Allerdings bemerkt Alt im gleichen Zusammenhang, dass die Anbindung des Traumgeschehens an die Identität des Träumenden im Zeitalter der Aufklärung zunächst noch ausbleibe. Träume blieben – so Alt – bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts noch in einer allgemeinen, das bedeutet: keiner individuell-subjektiven Bedeutungszumessung verhaftet (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 137cont.). An diesem Punkt wird deutlich, dass der Text Schillers eine wichtige Ausnahme darstellt. Gerade in der Verzweiflung, mit der sich der ehemals so herrschsüchtige und auf Dominanzgebaren fixierte Franz Moor an seinen Diener Daniel wendet, offenbart sich eine neue Komponente der Konzeption literarischer Träume, die über die Anthropologie der Aufklärung hinaus verweist und gerade die Widersprüche zwischen der subjektiven Wahrnehmung von Angstvisionen und der vermeintlich rationalen Begründung und Deutung der Traumbilder thematisiert.

Während sich die Philosophie verstärkt der Traumgenese und -wirkung zuwendet, übernehme laut Alt die Poesie im Übergang zum 19. Jahrhundert verstärkt die Funktion der Darstellung der eigentlichen Traumtätigkeit, des Geschehens zwischen dem Einschlafen und dem Erwachen (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 142). Die Literatur kann dabei verstärkt auf Erkenntnisse der medizinischen Forschung zurückgreifen. Bereits 1746 definiert der Arzt Johann August Unzer den Traum als „unvollkommenen Zustand des Schlafes“, in dem die Psyche – im Gegensatz zu den von Descartes vertretenen Thesen – nicht vollkommen ausgeschaltet, sondern noch eingeschränkt aktiv sei. Den Grund dafür leitet Unzer aus dem Einfluss der Nervensäfte ab. Träume entstünden unter der Voraussetzung, dass der Mensch ohne vollständige Ermüdung einschlief und die tagsüber produzierten Nervensäfte folglich nicht vollkommen verbraucht seien. Die Argumentation Unzers hebt die fortdauernde Abhängigkeit des Träumenden von äußeren Einflüssen hervor. Damit schreibt sich Unzer in die Tradition der Leib-Seele-Modelle des 18. Jahrhunderts ein. Allerdings spart er nach Košenina die Frage nach der genauen Ursache der „dunklen Wahrnehmungen“, die die Einbildungskraft und somit auch den Traum stimulierten, vorerst weitestgehend aus (Košenina 180). 1764 folgert der Arzt Johann George Sulzer, dass das Erlöschen des Bewusstseins im Schlaf dazu führe, dass der Träumende nicht nur von seiner Ratio, sondern darüber hinaus von seiner Identität getrennt werde. Da die Imagination das Feld des erloschenen Bewusstseins besetze, werde die Psyche stimuliert, was laut Sulzer zu Muskelkontraktionen und Somnambulismus führen könne. Auf Grundlage der Modelle der Nervensäfte (Unzer) sowie der Reizeinwirkung während des Schlafes (Albrecht von Haller) entwickelt Schillers Lehrer Jacob Friedrich Abel um 1780 ein Modell der Traumtheorie, das den Traum als Medium von Vorahnungen erklärbar

macht. (Alt, *Schiller* 294). Kataphorische Referenzen spiegeln laut Abel ein bereits vorhandenes Wissen des Träumenden wider, wobei die Interaktion von Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozessen gleichsam den körperlichen Bewegungsapparat und Sinnesorgane stimuliere. Dieser Hinweis ist für die Analyse des Traums in Schillers Drama entscheidend, das Grundlagen der Traumtheorie des 18. Jahrhunderts aufgreift und sie literarisch instrumentalisiert. Wie Alt hervorhebt, besteht die Besonderheit eines literarischen Traums in seiner spezifischen doppelten Ordnung:

Der literarische Traum unterliegt der doppelten Ordnung des Imaginären und des Fiktiven. Imaginär ist er als Traum, insofern er ... eine allein von der Psyche erzeugte Logik der Verknüpfungen und Bezüge begründet; fiktiv ist er als poetischer Text, der ... der ästhetischen Illusionsbildung ... gehorcht. (Alt, *Der Schlaf der Vernunft* 142)

Die doppelte Ordnung, die Peter-André Alt beschreibt, weist den literarischen Träumen jene dramatische Qualität zu, die sich insbesondere in den fiktionalen Texten des 18. Jahrhunderts verstärkt zeigt. Gestützt auf die Ergebnisse der rationalistischen Aufklärungsphilosophie, der anthropologischen Fragestellungen und nicht zuletzt der aufklärerischen Traumforschung erhalten die fiktiv dargestellten Traumsequenzen in der Literatur der sogenannten „selbstreflexiven Aufklärung“ und des „Sturm und Drang“ eine spiegelbildhafte Funktion der Darstellung des Imaginären auf der Grundlage zeitgenössischer Wissensbestände. Ein literarischer Traum sei – so Alt – zugleich „imaginär“ als auch „fiktiv“; er verweise demnach zugleich auf die Vorstellung nicht-gegenwärtiger Dinge als „gegenwärtig“ im Traum sowie auf deren poetologische Konstruierbarkeit in der Literatur.

(II) Genese und Struktur des Albtraums des Franz Moor

Der erste Aspekt, die Traumgenese, wird von Schiller sorgfältig vorbereitet. Der Nebentext führt in die zeitliche Deixis ein: „Finstre Nacht.“ (Schiller 598) und hebt zugleich Franzens Schlaflosigkeit hervor: „Franz im Schlafrock hereingestürzt.“ (Schiller 598). Den Auftritt deutet Immer als Anzeichen, dass Franz „das Opfer einer tiefgreifenden seelischen Krise geworden ist“ (Immer 229). Somnambulismus und Albträume plagen den vermeintlich allmächtigen Hausherrn ebenso wie Sinnestäuschungen und Wachträume: „Geister ausgespien aus Gräbern–losgerüttelt das Totenreich aus dem ewigen Schlaf brüllt wider mich Mörder! Mörder!“ (Schiller 598). Franz büßt zu Beginn des fünften Aktes nicht nur das Gefühl für die zeitliche Deixis: „wie weit ists in der Nacht?“ (Schiller 599), sondern auch die Fähigkeit zur Unterscheidung von Realität und Traum zeitweise ein: „Sahst du sie dort den Bogengang hinschweben? [...] Geister und Teufel! Hörtest du keinen Tumult in der Nähe? kein Siegesgeschrei? kein Geräusch galoppierender Pferde?“ (Schiller 598cont.). Interessant ist, dass seine Ratio erst in dem Moment wieder die Kontrolle über die

verworrenen Affekte gewinnt, als Daniel – wie der Nebentext anmerkt – „mit dem Licht“ (Schiller 599) zurückkehrt.

In der Andeutung der Heimsuchung von Schuldgefühlen wird Franz als gebrochener, isolierter Mann deutlich, den die dunklen Erinnerungen an Schuldgefühle in der Einsamkeit der Macht heimsuchen. Erschwerend tritt der Zustand von Halluzinationen hinzu, die von ihm auf Fieberanfälle zurückgeführt werden. „Ich habe das Fieber.“ (Schiller 599), äußert Franz Daniel gegenüber und versucht damit, die Fremdwahrnehmung der Physiognomie: „Ihr seid totenbleich, Eure Stimme ist bang und lallet.“ (Schiller 599) auf rein pathologische Aspekte zurückzuführen. Das kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Psyche Franzens, die im Text wiederholt eine Anfälligkeit gegenüber Affekten wie Rache, Angst und Neid gezeigt hatte, zunehmend destabilisiert; eine Tatsache, die sich insbesondere in seinen Träumen zeigt. Wenn man die zuvor bereits zitierte Argumentation Alts zugrunde legt, so bietet die Literatur im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert unter Rückgriff auf die Ergebnisse der Erfahrungsseelenkunde Ansätze eines Traumkonzeptes, das nicht mehr ausschließlich durch die Abwesenheit der Ratio bestimmt wird. Das Bewusstsein, das nicht vollkommen ausgeschaltet, sondern auf einer verminderten Wahrnehmungsstufe weiterhin aktiv sei, lässt sich auch anhand der Traumvisionen bei Franz illustrieren. Der entscheidende Verknüpfungspunkt besteht in der Wiederkehr von Verdrängtem in den Phasen der Imagination, die den Traum Franzens wie folgt kennzeichnen: „Was? will diese Nacht wahren bis an den Jüngsten Tag? hörtest du keinen Tumult in der Nähe? Kein Siegesgeschrei? Kein Geräusch galoppierender Pferde? wo ist Kar – der Graf, will ich sagen?“ (Schiller 599).

Die Imagination führt Franz nicht nur akustische Reize von „Tumult“, „Geschrei“ und „Pferdegalopp“, sondern auch seinen Bruder vor Augen. Im Traum erlebt er Karl nicht nur als Angstvision, sondern auch als Rivalen im Kampf um seine Position als „Herr“. Dieser Ansatz verhärtet sich, wenn er vor dem Hintergrund der Intrigen interpretiert wird, mit denen Franz zuvor versucht hatte, Karl, den Erstgeborenen und vermeintlichen Nachfolger als Gutsherr, aus der Machtposition auszuschließen. Die Tatsache, dass der vermeintlich Verschollene auf die väterlichen Güter zurückgekehrt ist, evoziert Franz Moors Ängste aus diesem Grund erneut und ruft die Konkurrenzsituation hervor. Die sich daran knüpfende unmittelbare Aufforderung an die Bediensteten enthält den Aufruf zum Kampf: „Alles soll auf sein – in Waffen – alle Gewehre geladen ...“ (Schiller 599). Der auf Rivalität beruhende Affekt der Angst in der Traumvision wird im Wachzustand in die Rivalität einer bewaffneten Auseinandersetzung überführt, wobei der Eindruck des Geträumten sein Unbewusstes dabei so nachhaltig dominiert, dass er auch im Wachzustand den wirklichen Namen beinahe preisgibt. Erst als Daniel mit dem Licht die Phase der Dunkelheit beendet, die Franz sowohl im wörtlichen als auch im metaphorischen-erkenntnisbezogenen Sinne umgibt, erkennt er: „Es war ledig ein Traum.“ (Schiller 599). Doch auch im Zustand des wiedererlangten Bewusstseins zeigt sich Franz nicht als jener

Martin Blawid - „Träume kommen ja aus dem Bauch“

dominante Mann, der sich die Herrschaft über das Moorsche Anwesen entgegen sämtlicher Regeln angeeignet hatte:

- Daniel: Gebt mir erst die Schlüssel, ich will drunten holen im Schrank–
Franz: Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehen. Du siehst, ich kann nicht allein sein! Wie leicht könnt ich, du siehst ja – unmächtig – wenn ich allein bin.
Daniel: Oh ihr seid *ernstlich* krank. (Schiller 599cont.)

Die maskuline Komplizenschaft, um die Franz Daniel dabei ersucht, unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von den bislang behandelten Sequenzen. Zum einen ist es nunmehr Franz, der sich die Hilfe nicht für Taten an anderen Figuren, sondern zum eigenen Schutze erbittet. Zum anderen beinhaltet die Passage trotz der Befehlsform „bleib“ eine Umkehr der Machtverhältnisse zwischen Herr und Diener. Franz hat sich, wie anhand der Interaktion mit Daniel deutlich wird, in die Position der Abhängigkeit von anderen Figuren manövriert; die er inzwischen nicht mehr nur zur Vollstreckung seiner strategischen Pläne benötigt. Die Antwort Daniels nimmt Franz zum Anlass, seine Hilfsbedürftigkeit nicht auf eine mangelnde Entschlossenheit, sondern wie schon zuvor ausschließlich auf pathologische Einflüsse zurückzuführen. In diesem Sinne deutet er auch den Ursprung der Albträume: „Träume bedeuten nichts – nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts ...“ (Schiller 600). Diese auf den Traum bezogene metareflexive Passage lässt sich in den Bereich der rationalistischen Traumbeschreibung einordnen, der die Tätigkeit der Imagination während des Schlafes ausschließlich durch die Abwesenheit der sogenannten „oberen Seelenkräfte“ – Verstand bzw. Vernunft – bestimmt.³ Die Traumgenese wird dabei dem zerebralen System abgesprochen. Franz führt sie stattdessen auf den Einfluss des vegetativen (und somit nicht kontrollierbaren) Nervensystems zurück. Er erlangt die Kontrolle über seine Affekte erst wieder, als Daniel ihn wachrüttelt: „Wo bin ich? – du Daniel? was hab ich gesagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge gesagt, es sei was es wolle.“ (Schiller 600). Das wiedererlangte Bewusstsein geht mit einem plötzlichen Rückfall in die Sprache des dominanten Despoten einher: „Weg – weg! was rüttelst du mich so, scheußliches Totengeripp? – die Toten stehen noch nicht auf –“ (Schiller 600).

(III) Deutung und Interpretation des Albtraums durch Franz Moor und Daniel

Dennoch ist der Wirkungskraft des Geträumten auch im Wachzustand noch so stark, dass Franz das Bedürfnis verspürt, Daniel seinen nachhaltigsten Traum zu erzählen. Der Diener wird damit nicht nur gebeten, Franz Gesellschaft zu leisten; er fungiert gleichzeitig als Adressat einer Traumerzählung seines zunehmend verwirrten Herrn, wobei der tief gläubige Daniel „das leibhaft Konterfei vom Jüngsten Tage.“ (Schiller 601) wieder erkennt. Auf die offensichtlichen intertextuellen Parallelen zur *Offenbarung des Johannes*

soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden (Offb 8,1-9,21). Interessanter ist, dass Franz im Traum vor die Instanz einer transzendenten Gerichtsbarkeit gestellt wird und versucht, diese im Wachzustand vor Daniel als Phantasiegebilde abzutun. Daniel jedoch deutet den Traum mit seinem Ausruf: „Träume kommen von Gott.“ (Schiller 602) als prophetische Aussage göttlichen Ursprungs.⁴ Die Überzeugung, mit der der lebenserfahrene Diener seinem Herrn diese Aussage noch einmal wiederholt, führt bei Franz zu ersten Zweifeln:

Franz: Pöbelweisheit, Pöbelfurcht! ... Rächet denn droben über den Sternen einer? – Nein, nein! – Ja, ja! Fürchterlich zischelts um mich: Richtet droben einer über den Sternen! ... öd, einsam, taub ists droben über den Sternen – wenss aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es ist nicht! Ich befehle, es ist nicht! Wenss aber doch wäre? Weh dir, wenss nachgezählt worden wäre! wenss dir vorgezählt würde diese Nacht noch! – Warum schaudert mirs so durch die Knochen? *Sterben!* warum packt mich dieses Wort so? (Schiller 602).

Die Ungewissheit über das eigene Schicksal offenbart eine Schlüsselstelle, die seine Selbstreflexion nachhaltig beeinflusst: die Angst vor dem Tod und vor allem davor, von einer transzendenten Macht gerichtet zu werden.⁵ Dem Gefühl der Überlegenheit, das sich in IV,2 Daniel gegenüber noch in Spott über Religion niedergeschlagen hatte: „Ein alter Mann, und an das Weihnachtsmärchen zu glauben! Geh, Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewissen strafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewissen gibt“ (Schiller 574), ist vor dem Hintergrund der Traumerlebnisse der Anspruch auf Absolutheit verloren gegangen. Auch an dieser Stelle wird die Bedeutung der ausführlichen Traumschilderung innerhalb der Figurenkonzeption deutlich. Die Imagination, die Franz wiederholt auf den Zustand der fiebrigen Krankheit zurückführt, lässt ihn an seinen Überzeugungen zweifeln, zum ersten Mal zieht er zu Beginn des fünften Aktes eine Rechenschaftspflicht für seine Verbrechen in Erwägung. Alt behandelt diesen Aspekt in seiner Monographie ausführlich: „Franz Moors Traum ist jedoch nur auf den ersten Blick ein apokalyptisch gefärbtes Orakel ... Nicht die objektive Weissagung, sondern das subjektive Schuldgefühl bildet den latenten Gegenstand des Traums ...“ (Alt, *Der Schlaf der Vernunft*, 211).

Instinktiv wird Franz dabei bewusst, dass sein Machtanspruch und die damit verbundenen Handlungsmechanismen in der Traumvision eine Grenze erreicht haben, an der er allein nicht mehr für sein weiteres Schicksal garantieren kann. Die Gründe dafür umfassen ein breites Spektrum von Angstgefühlen und dem Bewusstsein der Unterlegenheit gegenüber Karl, Schuldgefühlen und dem Bewusstsein der Rechenschaftspflicht für seine Verbrechen sowie Unsicherheitsgefühlen und dem Bewusstsein der Vergänglichkeit des eigenen Lebens. Während Karl in den ersten beiden Motiven instinktiv als Instanz einer immanenten Gerichtsbarkeit wahrgenommen wird, fürchtet

Franz im Bewusstsein der Vergänglichkeit zunehmend die transzendente Gerichtsbarkeit durch Gott. In einem Akt letzter verzweifelter Suche nach Sicherheit wendet er sich aus diesem Grund an Pater Moser, um dessen Argumente zu entkräften. Der Pastor jedoch verstärkt in seiner eindringlichen Schilderung der Reue und Buße während der letzten Momente vor dem Tod die prophetische Komponente der Träume, die Franz zuvor gequält hatten. Er wird – wie Brittnacher anschaulich betont – der „fleischgewordene Angsttraum vom Jüngsten Gericht.“ (Brittnacher 340).⁶ Die Auseinandersetzung, die Franz scheinbar zum Spaß initiiert: „Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen.“ (Schiller 603), wird für ihn ebenso unbeherrschbar wie die Angstgefühle, die der Figur im gesamten fünften Akt zugrunde liegen; eine Tendenz, die sich während des Gesprächs mit Moser auch im Nebentext niederschlägt. Anfangs noch selbstsicher in Erwartung der Bestätigung des eigenen Standpunkts, reagiert Franz nach den ersten Ausführungen des Pastors zunächst „verwirrt“ (Schiller 604), und „unruhig im Zimmer auf und ab gehend“ (Schiller 605), später „wild auf ihn [Moser, M.B.] losgehend“ (Schiller 605) sowie schließlich – auf dem Höhepunkt der Verzweiflung – indem Moser ihm den Vater- und Brudermord als schwerste Sünde vor Augen führt „sich in seinem Sessel in schrecklichen Bewegungen herumwerfend.“ (Schiller 607). Durch die Projektion der Sünden auf sein eigenes Schicksal und unter dem Eindruck der unmittelbaren Bedrohung durch den Tumult der anstürmenden Räuber fasst Franz den Entschluss zur Buße und sucht Zuflucht im Gebet:

- Franz: *(auf den Knien)*. Höre mich beten, Gott im Himmel! – Es ist das erste Mal – soll auch gewiß nimmer geschehen – erhöre mich, Gott im Himmel!
- Daniel: Mein doch! Was treibt Ihr? Das ist ja gottlos gebetet...
- Franz: *(betet)*. Ich bin kein Mörder gewesen, mein Herrgott – hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott –
- Daniel: Gott sei uns gnädig! Auch seine Gebete werden zu Sünden. (Schiller 607cont.)

Verzweiflung und pathologische Kennzeichen überblenden sich in den Gebeten, die – wie Daniel kommentiert – nicht nur die Form verletzen, sondern auch den Wahrheitsgehalt entbehren, was eine aufrichtige Buße unmöglich macht. Getrieben von panischer Angst, ergreift Franz kurz vor seinem Suizid vollkommen der Wahnsinn, sodass Riedel resümiert:

Franz Moor wird von der Nemesis geschlagen. Die Affekte, die in II,1 seinem Vater zum Verhängnis werden sollten, allen voran Furcht und Verzweiflung, treiben ihn in V,1 in den Selbstmord. Das Gewissen, in IV,2 zum Ammenmärchen erklärt, entfaltet jetzt in eben diesen Affekten seine ungebrochene Kraft. (Riedel 208cont.)⁷

Der einst so überlegen und mächtig auftretende Mann ist unter dem Eindruck der Erinnerungen aus der Vergangenheit und der Traumbilder, die ihm die Zukunft deuten, zu einem Schatten seiner selbst geworden, zu einer „gebrochene[n], geistig zerrüttete[n], völlig verzweifelte[n] Figur“ (Košenina 183), wobei der selbstzerstörerische Absolutheitsanspruch nach vielfältiger Hegemonie mit seinem anfangs scharfen Verstand schließlich die Basis seines Dominanzanspruches zu Grunde richtet.

Franz Moors Albtraum kommt demnach innerhalb von Schillers Text aus zwei Gründen eine Schlüsselposition zu. Franz, einst überlegen und machtvoll, wird unter den Eindrücken seines Traums zu einem Schatten seiner selbst. Die Traumbilder deutet er letztlich sowohl im Zusammenhang mit seinen Taten in der Vergangenheit als auch als möglichen Verweis auf die Zukunft. Der damit verbundene dramatische Spannungsbogen wird nicht ausschließlich, aber zu einem wesentlichen Teil durch unterschiedliche Erklärungsansätze der Traumtheorie des 18. Jahrhunderts gestützt. Der Text zitiert mantische Argumente ebenso wie zeitgenössische medizinisch-pathologische Theoreme. Auf der Ebene der Figuren findet sich diese Gegenüberstellung in Daniel und Franz wieder, die Ursprung und Bedeutung des Traums nach unterschiedlichen theoretischen Positionen her- und ableiten. Diese Konstellation beweist, dass Schiller epistemologische Grundlagen der Traumforschung des 18. Jahrhunderts einsetzt, um sie mit den Strategien der Fiktionalität literarischer Werke interagieren zu lassen. Das Ergebnis dieses Prozesses ist ein Produkt, das sich aus medizinisch-anthropologischen und fiktiven Elementen zusammensetzt. Noch heute besteht seine Wirkung vor allem darin, dass es dem Leser Ansätze der Traumtheorie des 18. Jahrhunderts vor Augen führt und ihn gleichzeitig am Spannungsbogen in Schillers Schauspiel teilhaben lässt: in einem literarischen Traum.

Anmerkungen

¹ Cf. Guthke 54cont., der die Angstträume, die Franz plagten, vor dem Hintergrund eines Verweises auf Schillers Dissertation *Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* näher untersucht.

² Cf. Alt, *Schlaf der Vernunft* 210;

³ Folgende Texte behandeln den Traum Franzens ausführlich: Alt, *Schiller* 294; Alt, *Schlaf der Vernunft* 210cont.; Engel 127-145; Luserke-Jaqui 41cont.; Pikulik 117 sowie Riedel 206, der die Nähe der Argumentation Daniels zur voraufklärerischen Traumtheorie beschreibt; darüber hinaus Guthke 54cont.

⁴ Cf. Riedel 206, der den Einfluss Abels betont. Demnach können Träume nicht ausschließlich ‚prophetisch‘ sein, sondern nur auf bereits vorhandene Daten im Körper verweisen.

⁵ Vor dem Hintergrund der medizinischen Kenntnisse Schillers behandelt Riedel 204cont. diesen Aspekt ausführlich. Luserke-Jaqui 41 und Pikulik 112 sehen die Schreckensbilder

im Traum als Ergebnis der religiösen Erziehung, die Franz während seiner Kindheit durchlaufen hatte.

⁶ Cf. Riedel 206. Interessant ist an dieser Stelle auch die Argumentation Guthkes, der das Gewissen Franz Moors und die Angst vor der möglichen Vergeltung als Ursprung physischen und psychischen Leidens deutet (Guthke 54).

⁷ Riedel 208cont. Luserke-Jaqui, 6 attestiert Franz eine „Pein des Identitätsverlusts und des ruhelosen Umgetriebenseins.“ Vergleichbar argumentieren Guthke 55 und Pikulik 125 sowie Košenina 183. Luserke-Jaqui geht darüber hinaus davon aus, dass der Schrecken Franzens nicht aus dem eigen erlebten Schuldgefühl, sondern aus der Anwendung von Erziehungsmustern aus der Kindheit auf die konkrete Situation des Albtraums erwachse. (Luserke-Jaqui 42cont.).

Literaturverzeichnis

- Alt, Peter-André, *Der Schlaf der Vernunft. Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit*. München: 2002.
- . *Schiller. Leben–Werk–Zeit*. Bd. I. München: 2000.
- Brittnacher, Hans Richard, *Die Räuber*. Koopmann, Helmut, ed. *Schiller-Handbuch*. Stuttgart, 1998, pp. 326-353.
- Engel, Manfred, *Traumtheorie und literarische Träume im 18. Jahrhundert*. In: *Scientia poetica* 2/1998. pp. 127-147.
- Guthke, Karl S., *Schillers Dramen. Idealismus und Skepsis*. Tübingen: 1994.
- Immer, Nikolas, *Der inszenierte Held. Schillers dramenpoetologische Anthropologie*. Heidelberg: 2008.
- Karthaus, Ulrich, *Sturm und Drang. Epoche, Werke, Wirkung*. München: 2000.
- Košénina, Alexander, *Literarische Anthropologie. Die Neuentdeckung des Menschen*. Berlin: 2008.
- Luserke-Jaqui, Mathias, ed. *Schiller-Handbuch. Leben–Werk–Wirkung*. Stuttgart: 2000.
- Pikulik, Lothar, *Der Dramatiker als Psychologe. Figur und Zuschauer in Schillers Dramen und Dramentheorie*. Paderborn: 2004.
- Riedel, Wolfgang, *Die Aufklärung und das Unbewusste. Die Inversionen des Franz Moor*. Barner, Wilfried et al., ed. *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. 37. Jahrgang. Stuttgart: 1993. pp. 198-220.
- Schiller, Friedrich: *Die Räuber*. In: *Friedrich Schiller. Sämtliche Werke. Erster Band. Gedichte. Dramen I*. Fricke, Gerhard, ed. München: 1987. pp. 491-618.
- Shakespeare, William: *Macbeth*. In: *William Shakespeare. The Complete Works*. Avenel. New Jersey: 1975. pp. 1045-1070.

Martin Blawid - „Träume kommen ja aus dem Bauch“

- Zedler, Johann Heinrich: *Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*. Eintrag „Traum“ in: <<http://mdz10.bib-bvb.de/~zedler/zedler2007/index.html>> (12.11.2008).
- . *Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*. Eintrag „Einbildung“ bzw. „Einbildungskraft“ in: <<http://mdz10.bib-bvb.de/~zedler/zedler2007/index.html>> (12.11.2008).